

Boris Nieswand und Cihan Sinanoglu

## Scheinriese Kultur

### Anmerkungen zu einem umkämpften Begriff

Ein Gespenst geht um in Europa, das Gespenst der Kultur. Im Zuge der sogenannten Flüchtlingskrise und deren Folgen, des Brexits und der Finanzkrise hat der Begriff der Kultur Hochkonjunktur. Es »geistert« die Vorstellung herum, dass, je nachdem, die europäische oder »unsere«, sprich die »deutsche Kultur« oder – in rhetorisch abgeschwächter Form – »unsere Werte« es seien, die Europa vor Zerfall und Abgrund retten könnten. Für Sozial- und Kulturwissenschaftler wirft das vor allem drei Fragen auf: Wie lässt sich das Problem beschreiben, auf das Kultur eine Antwort darstellt? Worüber reden wir, wenn wir über Kultur sprechen? Kann Kultur das Problem lösen? Diesen drei Fragen wollen wir im Folgenden nachgehen.

### Auf welche Frage ist Kultur die Antwort?

Aus soziologischer Perspektive sind die periodisch auftretenden Rufe nach einer Besinnung auf Kultur, Traditionen, Identität und Werte eng mit dem Problem der Modernisierung und Differenzierung verbunden. Soziologen wie Emile Durkheim, Max Weber oder Georg Simmel beschäftigten sich bereits im 19. Jahrhundert mit der Frage, wie die rasanten Entwicklungen – Industrialisierung, Wachstum der Städte, wissenschaftlicher Fortschritt, neue Möglichkeiten der Mobilität und Kommunikation – zu erklären seien und welche Konsequenzen sie für das menschliche Zusammenleben haben. In diesem Zusammenhang wurde das Konzept von »Differenzierung« bedeutsam, wie es im 19. Jahrhundert sowohl in der Biologie als auch in den Wirtschaftswissenschaften zentral war. Die Soziologen argumentierten, dass Gesellschaften vor allem aufgrund von Spezialisierungsprozessen Komplexitäts- und Produktivitätssteigerungen erfahren

hätten, die mit denen der Arbeitsteilung, wie sie von dem Ökonomen Adam Smith beschrieben wurden, vergleichbar seien. Infolge dieser Prozesse entwickelten sich nicht nur neue Wirtschaftsstrukturen, sondern es bildeten sich in der gesamten Gesellschaft differenzierte Bereiche nach jeweils eigenen Kriterien heraus – darunter etwa die Bereiche Recht, Politik, Wissenschaft oder Sport. Differenzierung erschien als das umfassende Strukturbildungsprinzip der Moderne.

Versteht man gesellschaftliche Prozesse aber maßgeblich als Differenzierung, stellt sich die Frage, wie Gesellschaften in Anbetracht wachsender Verschiedenheit und Unterschiedlichkeit noch in der Lage sein können, Einheit zu stiften. Während liberale Ökonomen wie Adam Smith an die unsichtbare Hand des Marktes glaubten, die hinter dem Rücken der nutzenmaximierenden Wirtschaftssubjekte für Ordnung und Einheit sorgt, waren Soziologen wie Emile Durkheim und im Anschluss an ihn Talcott Parsons skeptischer. Sie glaubten, dass es vor allem geteilten Werten, Normen und Ritualen oder – in anderen Worten – der Kultur einer Gesellschaft zukäme, Zusammenhalt zu stiften. Dabei bleibt das Verhältnis zwischen Differenzierung durch Spezialisierung und Integration durch Kultur spannungsreich. Während sich aus der Sicht der Soziologen Differenzierung als treibende Kraft der Moderne quasi aus sich selbst heraus ereignet, gelten Integration und Zusammenhalt als gefährdet und müssen immer wieder neu hergestellt werden. Wenn in politischen Diskursen nun die »deutsche Leitkultur«, die »Kultur des Abendlandes« oder die »europäischen Werte« beschworen werden, so impliziert das aus soziologischer Perspektive genau jenes spannungsreiche Verhältnis zwischen Differenzierung, Zerfall von gesellschaftlichem Zusammenhalt und Versuch der erneuten Integration.

Im Gegensatz zur soziologischen Theorie, in der die kulturelle Integration eine gesellschaftliche Daueraufgabe ist, finden sich im – zumindest konservativen – politischen Diskurs Appelle an das Kulturelle vor allem dann, wenn es zur Erschütterung von Selbstverständlichkeiten, zu subjektiven Bedrohungsgefühlen und Verunsicherungen kommt. Diesem Reflex, Kultur in Zeiten der Verunsicherung zu bemühen, liegt jene oben beschriebene Vorstellung aus dem 19. Jahrhundert zugrunde, dass die zunehmend differenzierte Gesellschaft ein prekäres Gefüge sei, das durch Integration vor dem Zerfall geschützt werden müsse. Ob dies wirklich gelingen kann, wurde in der jüngeren Soziologie immer wieder infrage gestellt. Niklas Luhmann vertrat zum Beispiel die These, dass Werte gar nicht in der Lage sein können, Einheit zu stiften, weil sie nämlich immer die Möglichkeit enthielten, sie auch abzulehnen oder anders auszulegen:

»Es gibt weder einen logisch-deduktiven noch einen entscheidungstechnisch-rationalen Weg von der Wertformel zum politischen Verhalten.«<sup>1</sup>

Betrachtet man gesellschaftliche Debatten um Werte, wie um Sterbehilfe, um die humanitäre oder die christliche Verpflichtung, Menschen in Not zu unterstützen, oder um die Frage der Gleichstellung von Frauen und Homosexuellen, scheint es schwer von der Hand zu weisen, dass deren Erörterung ähnlich viel Dissens wie Konsens schafft. Das gilt im Übrigen auch für solche vermeintlich konsensuellen Werte wie die Menschenrechte. Erstens sind diese ihrem Selbstverständnis nach universell und nicht kulturspezifisch, weswegen man fragen kann, wessen kulturelle Einheit sie eigentlich stiften könnten. Zweitens zeigt die Auseinandersetzung um die Flüchtlingskrise, dass es eben nicht Konsens ist, für wen die Menschenrechte in welchem Maße gelten und welche gemeinsamen verbindlichen Konsequenzen daraus zu ziehen sind. Würde die Einheit der Gesellschaft von der Herstellung eines Konsenses bezüglich dieser Wertefragen abhängen, müsste dies wohl allen Beteiligten ernsthafte Sorgen bereiten.

Bevor wir zu der Frage zurückkommen, ob Kultur als gesellschaftlicher Kitt infrage kommt, der die Risse der Differenzierung im sozialen Gefüge schließen könnte, müssen wir zunächst die zweite der oben genannten Fragen erörtern.

## Worüber reden wir, wenn wir von Kultur sprechen?

Der Soziologe Andreas Reckwitz unterscheidet vier Bedeutungsdimensionen des Kulturbegriffs.<sup>2</sup> Kultur kann *erstens* als Unterscheidungskriterium zwischen jenen Gruppierungen verstanden werden, die eine Kultur im Sinne von »wertvollen« Traditionen, Fertigkeiten oder Wissensbeständen besitzen, und jenen, die über keine oder über weniger Kultur verfügen. Diese Vorstellung von Kultur als zwischen Personengruppen differenzierendem Merkmal legitimiert gesellschaftliche Hierarchien und ist besonders ausgeprägt in Klassengesellschaften oder in Kolonialbeziehungen.

*Zweitens* gibt es nach Reckwitz einen sogenannten totalitätsorientierten Kulturbegriff. Hier bezeichnet Kultur die Gesamtheit der Denk-, Handlungs- und Wahrnehmungsmuster von Kollektiven. Dieses Verständnis von Kultur findet Verwendung, wenn etwa von »der deutschen«, »der griechischen«, »der europäischen« oder »der islamischen« Kultur die Rede ist. Hier werden Kultureinheiten nach dem Prinzip gebildet, dass jeder Einheit, die meist ein ethnisches, religiöses oder nationales Kollektiv bezeich-

net, jeweils eine einzige Kultur zugeordnet wird. Diese wird dann von den Kulturen anderer, nach dem gleichen Bauprinzip konzipierten Gruppen unterschieden. Je nachdem auf welchem Skalierungsniveau die Differenzen zwischen Gruppenkulturen angesiedelt werden, lassen sich auf diese Weise unterschiedliche Antagonismen aufbauen, zum Beispiel zwischen Schwaben und ~~Badensern~~, Deutschen und Polen oder dem Islam und dem christlichen Abendland.

*Drittens* identifiziert Reckwitz einen differenztheoretischen Kulturbegriff. Dieser rekurriert auf die Vorstellung, dass die Gesellschaft in unterschiedliche institutionelle Subsysteme wie Politik, Recht, Wirtschaft, Wissenschaft und Sport aufgeteilt ist, von denen eines für die Produktion von Kultur zuständig ist. Dieser Begriff wird zum Beispiel aufgerufen, wenn von dem »Kultursektor« gesprochen wird oder wenn Städte ein »Kulturprogramm« ins Leben rufen.

*Viertens* ist ein bedeutungs- und wissensorientierter Kulturbegriff in Gebrauch, der in den empirischen Kulturwissenschaften wie Ethnologie oder Kulturanthropologie eine zentrale Rolle spielt. Er geht davon aus, dass alle Interaktionen von Menschen schon immer die Existenz von gemeinsamen Zeichen, Symbolen und kulturell variierenden Bedeutungen voraussetzen, aus denen Menschen komplexere Denkmuster, Ideen, Weltbilder und Empfindungsweisen entwickeln. Diese Bedeutungen werden zwar in jedem auf Verständigung zielenden Akt als existent und geteilt vorausgesetzt, sind aber gleichzeitig andauernd pragmatischen Auslegungen und Anpassungen an die Anforderungen der Alltagspraxis ausgesetzt. Kultur ist demnach, etwa im Sinne des amerikanischen Ethnologen Clifford Geertz, ein fluides, ständig im Wandel befindliches Bedeutungsgewebe, das in der Kommunikation der Akteure immer wieder neu hervorgebracht und ausgehandelt werden muss.<sup>3</sup> Nach diesem Verständnis ist Kultur ephemer, immer präsent, aber gleichzeitig nicht zu fixieren, wenn man sie auf bestimmte Bedeutungen festzulegen sucht.

In den empirischen Kultur- und Sozialwissenschaften hat sich dieser bedeutungs- und wissenszentrierte Kulturbegriff durchgesetzt.<sup>4</sup> Das hängt nicht zuletzt mit der Kritik zusammen, die an den ersten beiden Kulturbegriffen geübt wurde. Die Pluralisierung gesellschaftlicher Standards, die Diskreditierung des Rassismus und anderer Ideologien der Ungleichheit, die Relativierungen der Klassengesellschaft und der damit verbundenen Unterscheidung zwischen Hoch- und Volkskultur sowie die Dekolonialisierung des Globalen Südens und die damit verbundenen Gleichheitsgebote haben dazu geführt, dass es wissenschaftlich obsolet erscheint, zwischen höher- oder minderwertigen Kulturen zu unterscheiden. Kultur

wird wissenschaftlich nicht mehr hierarchisch, sondern nur noch symmetrisch verstanden. Sie bezeichnet ein Nebeneinander von mehr oder weniger disparater Andersartigkeit. Oder, allgemeiner ausgedrückt: Der Kulturbegriff erlaubt es, auf die Welt zu blicken, als wäre in einer anderen Zeit oder an einem anderen Ort alles in ihr auch anders denkbar und machbar. Reckwitz spricht in diesem Zusammenhang von einer *Kontingenzzperspektive* des kulturwissenschaftlichen Forschungsprogramms.<sup>5</sup>

Die weitere große Frage ist, ob Kulturen als so verfestigt und geschlossen verstanden werden können, dass es sinnvoll ist, von einer »europäischen« oder »deutschen Kultur« zu sprechen. Spätestens in der Globalisierungsdiskussion der 1990er-Jahre wurde klar, dass es in einer vernetzten Welt der Personen-, Kommunikations- und Warenflüsse immer weniger adäquat erscheint, Kultur als ein abgeschlossenes und festes Gehäuse zu denken.

Aber nicht erst die Gegenwart, sondern bereits die gesamte Menschheitsgeschichte war immer schon von Austausch, Zirkulation von Waren und Ideen sowie von deren pragmatischer Aneignung geprägt. Orte und Zeiten kultureller Authentizität sind Mythen und Erfindungen, die vor allem die Funktion haben, moderne Nationen geschichtlich zu legitimieren sowie in Zeiten der Bedrängnis und Verunsicherung das Bild eines verlorenen Paradieses an den gesellschaftlichen Horizont zu projizieren.

Die theoretischen und politischen Komplikationen des Kulturbegriffs führen zu dem Paradox, dass es gleichzeitig falsch und richtig erscheint, wenn man etwas als »Kultur der Deutschen«, »der Syrer« oder »der Schwaben« ausweist und dabei die Gesamtheit der Fälle und Handlungen betrachtet, die darunter gefasst werden. Ähnlich wie der Scheinriese Tur Tur in dem Kinderbuch *Jim Knopf und die Wilde 13* erscheint uns die Substanz des Kulturellen aus der Entfernung größer und imposanter als aus der Nähe. Je näher man dem Alltagsleben der Menschen und der Komplexität der Einzelfälle kommt, desto mehr rinnen den Kulturwissenschaftlern die Verallgemeinerungen, die mit kulturellen Zuschreibungen verbunden sind, durch die Finger. Sie dienen entweder als Klischees, die gleichermaßen abgelehnt wie affirmiert werden können, oder als vage Bestimmung von typischen Praktiken, Objekten, Wissensbeständen, Weltbildern et cetera, die nicht falsch ist, aber relativ konsequenzlos bleibt, weil der Einzelfall immer auch ganz anders sein kann. Ist daher »Kultur« wirklich geeignet, um als gesellschaftlicher Kitt das soziale Gefüge zusammenzuhalten?

## Für welches Problem ist Kultur eine Lösung?

Der Ethnologe Adam Kuper verwies bereits 1999 auf die Ironie eines wachsenden Unbehagens seines Fachs am Kulturbegriff bei der gleichzeitigen Aufwertung von Kultur im öffentlichen Diskurs.<sup>6</sup> Weil ihm der Kulturbegriff unheilbar vage sowie politisch und erkenntnistheoretisch problematisch erscheint, schlägt er vor, »Kultur« im Rahmen des wissenschaftlichen Diskurses durch konkretere Begriffe wie »Wissen«, »Glauben«, »Kunst«, »Technologie«, »Tradition« oder »Ideologie« zu ersetzen.

Ob man dieser Lösung nun folgt oder den bedeutungs- und wissenzentrierten Kulturbegriff zu retten versucht, ist vor allem eine akademische Frage. Sie beantwortet nicht, warum Kultur überhaupt als Rettungsanker in Krisenzeiten in Erwägung gezogen wird. Auch wenn wir diese Frage nicht abschließend beantworten können, wollen wir doch einige Gedanken präsentieren, was den Kultur- und Wertebegriff politisch attraktiv werden lässt.

### 1. Integration als politisches Versprechen

Politik ist nicht nur das Geschäft, Lösungen für gesellschaftliche Probleme zu finden, sondern gleichzeitig jene Probleme, für die man sich selbst oder die eigene Partei als Lösung präsentieren kann, auch entsprechend der eigenen Interessen zu konstruieren und teilweise erst heraufzubeschwören. In diesem Sinne liefert das skizzierte Schreckensszenario der bedrohten differenzierten Gesellschaft, deren Zerfall durch Kultur und Werte entgegengewirkt werden könne, eine plausible Hintergrundvorstellung, auf die unterschiedliche Akteursgruppen sich berufen können, wenn sie politische Unterstützung mobilisieren wollen. Diese Bedrohungsdiagnose wiederum ermöglicht spezifische politische Redakte, wie den Appell an die »Werte der Gemeinschaft«, die »Besinnung auf eigene Stärken«, die Identifikation der »Feinde der Wertegemeinschaft« und so weiter. Da Sorgen und Ängste ein mobilisierbarer und mobilisierender Einflussfaktor sind, der Wahlen beeinflussen und entscheiden kann, ist hier ein Anreiz geboten, diese zu bedienen beziehungsweise erst zu entfachen.

### 2. Moralisch-kulturelle Überlegenheit als Staatsbürgerprivileg

Nationalstaaten privilegieren ihre Staatsbürger gegenüber allen anderen Personengruppen – sowohl rechtlich als auch symbolisch. Da die Staatsbürger auch das Wahlvolk stellen, hat die Absicherung ihrer privilegierten Stellung auch eine wichtige politische Bedeutung. Insbesondere in

Zeiten verstärkter Migration wird die Frage nach der Relevanz des Staatsbürgerprivilegs aufgeworfen, und größere Teile der Wählerschaft verlangen nach der Versicherung, dass ihre Interessen heute und in Zukunft gegenüber den Neuankömmlingen geschützt werden. Wie die politischen Entwicklungen im Zuge der sogenannten Flüchtlingskrise zeigen, kann kaum eine politische Partei davon absehen, den Schutz der Staatsbürgerinteressen in ihr Programm aufzunehmen. Mit dem Verweis auf die »eigene Kultur« und »eigene Werte«, die vor den Migranten geschützt werden müssten, können insbesondere nationalkonservative, rechtspopulistische und rechtsextreme Kräfte Unterstützung mobilisieren – unter Menschen, die ihre Privilegien wie den Arbeitsplatz oder Sozialleistungen bedroht sehen. Dabei geht es aber nicht so sehr darum, dass Mittel ergriffen würden, um die eigene Kultur und Werte durch konkrete Maßnahmen zu fördern. Wie sollte dies auch gehen, wenn man sich gar nicht darauf verständigen könnte, worin die spezifisch eigene Kultur eigentlich besteht? Vielmehr wird dadurch, dass Personengruppen wie »die Muslime« oder »die Nordafrikaner« als Bedrohung identifiziert werden, unter den Staatsbürgern ein Gefühl moralischer Überlegenheit legitimiert und verstärkt. ~~Dieses Gefühl~~ ist wichtig, um den einheimischen Staatsbürgern ~~das Gefühl zu vermitteln~~, dass ihre Hegemonie legitim ist und politische Anerkennung findet.

### 3. Vom Rassismus zum kulturellen Fundamentalismus

Der Kulturdiskurs übt seit mindestens den 1980er-Jahren eine große Anziehung auf das rechte beziehungsweise rechtsextreme politische Lager aus.<sup>7</sup> Dies hängt vor allem damit zusammen, dass hierarchische Diskurse, die offen eine Ungleichwertigkeit menschlicher Gruppierungen behaupten, durch die nationalistischen Katastrophen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, insbesondere durch den Völkermord an den europäischen Juden, diskreditiert wurden. Der Kulturdiskurs hingegen bietet weiterhin ein Idiom an, das es erlaubt, Völker und Weltregionen voneinander zu unterscheiden, ohne dabei allgemeine Gleichheitsgrundsätze zu verletzen. Seine exkludierende und hierarchisierende Funktion, die ihn für (neo)nationalistische und rechtsextreme politische Bewegungen attraktiv macht, erhält der Kulturdiskurs im Kontext eines sich selbst verstärkenden Verweisungszusammenhangs von »Volk«, »Kultur« und »Territorium«.

In diesem Diskurs wird unterstellt, dass Völker stets über eine eigene Kultur verfügten, die sie grundsätzlich von anderen Völkern unterscheidet. Jeder dieser »Kultur/Volk«-Einheiten stehe im Rahmen des völkerrecht-

lichen Grundsatzes der »Selbstbestimmung der Völker« beziehungsweise der »Volkssouveränität« ein Territorium und ein Staat zu, in dem diese Kultur zur Entfaltung kommen und vor schädlichen Einflüssen geschützt werden könne. Migration wird in diesem Zusammenhang zu einem Problem, weil sie jene unterstellte und fiktive nationalstaatliche Einheit von Volk, Kultur, Staat und Territorium infrage stellt.<sup>8</sup> Um die kulturelle Eigenheit im Inneren aufrechtzuerhalten, ist es aus dieser Perspektive legitim, Zuwanderung aus anderen Ländern oder aus anderen »Kulturkreisen« einzuschränken oder zu stoppen sowie im Inland auf kulturelle Hierarchien zu insistieren, die die eigene Kultur über die der Fremden stellen. Argumentiert wird, dass die Anderen in ihren Herkunftsländern durchaus ein gleichwertiges Recht auf Ausübung ihrer eigenen Kultur hätten. Die Hierarchisierung gilt demnach nur für Ausländer im Inland, nicht aber für die Inländer anderer Länder. Aus diesem Grund behauptet der Diskurs keine grundsätzliche Ungleichheit von kulturellen Gruppen oder Völkern, sondern verweist auf deren grundsätzliche Gleichwertigkeit. Gleichzeitig lassen sich aber trotzdem Staatsbürgerprivilegien und restriktive Migrationsregelungen fordern und legitimieren. Weil der Diskurs Diskriminierung und Abwertung von einigen Migrantengruppen im Inland anhand kollektiver Stereotype rechtfertigt, sprechen Autoren wie der Historiker Klaus Bade in diesem Zusammenhang trotzdem von einem Kulturrassismus.<sup>9</sup>

Unabhängig davon, ob man Bade zustimmt oder ob man stattdessen die Legitimität von kulturellen Staatsbürgerprivilegien anerkennt, scheint es zumindest bemerkenswert, dass rechtspopulistische Gruppen zur Untermauerung der eigenen kulturellen Überlegenheit unter anderem mit Verweisen auf die Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern operieren, um Zuwanderergruppen insbesondere aus muslimischen Ländern kollektiv abzuwerten, obwohl sie gleichzeitig feministischer Gleichstellungspolitik zurückhaltend bis ablehnend gegenüberstehen.

## Kann Kultur der Kitt sein?

Folgt man dem bedeutungs- und wissensorientierten Kulturbegriff der Kulturwissenschaften und der Kulturosoziologie, erscheint Kultur als ein Bedeutungsmilieu, in dem alle Akteure situiert sind und das sie gleichzeitig nach pragmatischen Maßgaben in ihren Handlungen immer neu und verändert hervorbringen. Die Unterstellung von geteilten Bedeutungen, Codes, Wissen oder Werten ermöglicht nicht nur Konsens und Integra-



tion, sondern auch Dissens und Konflikt. Die Vorstellung, dass Konflikte ein Indikator kultureller Distanz seien, erscheint soziologisch genauso falsch wie die Idee, dass es vor allem die Fremden sind, die uns bedrohen. So sind Familien, deren Mitglieder sich sehr vertraut und meist kulturell ähnlich sind, gleichzeitig auch Gruppen, in denen ein statistisch beträchtliches Maß an Gewalt ausgeübt wird.

Im Fall von Werten und Institutionen, die als Grundvoraussetzung für einen zivilen gesellschaftlichen Umgang dienen – darunter das Gewaltmonopol des Staates –, ist hingegen nicht klar, ob diese überhaupt kulturspezifisch sind oder sich vielmehr gerade dadurch auszeichnen, dass sie partikularistische kulturelle Grenzen zu überwinden suchen. Das heißt wiederum nicht, dass alle Menschen gleiche kulturelle Muster verinnerlicht haben, und es wäre abwegig zu bestreiten, dass keine kulturellen Unterschiede zum Beispiel bezüglich des Umgangs zwischen den Geschlechtern zwischen Nordafrika und Skandinavien existieren. Das Problem ist allerdings, dass ein bedeutungs- und wissensorientierter Kulturbegriff nicht deterministisch verstanden werden kann, sondern lediglich ermöglicht, danach zu fragen, welche Rolle Bedeutungsmuster und Wissensbestände in sozialen Situationen spielen.

Wir wissen, dass Rückschlüsse aus dem Verhalten einer Person im Rahmen eines Vorstellungsgesprächs auf ihr Verhalten auf dem Fußballplatz schwierig sind, weil sich die Regeln der Interaktion auf einem anderen »Spielfeld« fundamental ändern. Während der Auftritt in verschwitzter Kleidung und kurzen Hosen sowie ein aggressiver Körperkontakt in der einen Situation kulturell akzeptabel sind, sind sie in der anderen Situation völlig unangebracht. Übertragen beispielsweise auf die Ereignisse der Silvesternacht von 2015/16 in Köln bedeutet dies, dass es kulturwissenschaftlich betrachtet eine offene Frage ist, welche Rolle verinnerlichte kulturelle Muster und welche Rolle die situativen Kontextbedingungen in der Situation spielten, in der sich die sexualisierte Gewalt ereignete. Genauso wie es uns absurd erschien, der »rheinischen Sorglosigkeit« der Sicherheitskräfte die Verantwortung für die Eskalation des Geschehens zu geben, ergibt es kulturwissenschaftlich wenig Sinn, die Ursache in einem arabischen, muslimischen oder nordafrikanischen Frauenbild zu suchen. Obwohl beides eine Rolle im Kontext der Eskalation gespielt haben mag, lassen sich keine Kausalverbindungen zwischen dem einen und dem anderen ziehen. Kulturelle Bedeutung emergiert in sozialer Praxis, die immer komplex ist – das heißt sie entsteht aus einer Vielzahl von Einflussfaktoren und deren Zusammenspiel und kann in der Regel nicht deterministisch von vermeintlich gefestigten kulturellen Einstel-

lungen abgeleitet werden. Kulturelle Muster sind bestenfalls Handlungswahrscheinlichkeiten oder mögliche Handlungsskripte, beschreiben aber keine Handlungsnotwendigkeiten.

Vorbeugende Maßnahmen, Dialogformen und politische Bildung, etwa im Kontext der Diskussion um Islamismus oder die Geschlechterbeziehungen, müssen in Rechnung stellen, dass autoritäre und asymmetrische Zuschreibungen kultureller Differenz von den betroffenen Gruppen einfach abgelehnt werden können – nicht zuletzt deshalb, weil sich ja auch in der eigenen Gruppe immer ausreichend Gegenbeispiele finden lassen. Man könnte sich im Fall der Silvesternacht von Köln auch auf jene Muslime konzentrieren, die die Taten verurteilt oder Zivilcourage gezeigt haben, um Frauen zu schützen. Auch in ihrem Verhalten könnte man wahre »islamische/arabische Werte« verwirklicht sehen, genauso wie man in dem Nichteingreifen der Polizei oder der freien Zugänglichkeit von Alkohol und Drogen kulturelle Merkmale der Deutschen sehen könnte. Mit diesen Argumenten soll die Tatsache, dass die Frauenrechte in arabischen Ländern vielfach prekär sind, nicht relativiert oder negiert werden. Es geht darum, dass ein Beharren darauf, Gewalt gegen Frauen sei ein »Kern« arabischer, nordafrikanischer, muslimischer oder mediterraner Kultur, weder erkenntnistheoretisch valide noch pragmatisch hilfreich ist.

Skeptiker mögen diese unbefriedigende Antwort zum Anlass nehmen, sich von den empirischen Sozial- und Kulturwissenschaften abzuwenden und zum totalitätsorientierten Kulturbegriff zurückzukehren, weil dieser doch immerhin Erklärungen und vermeintliche Lösungen bereithält. Doch »Kultur« ist ein Scheinriese. Ganz offensichtlich vermag die Differenzierung zwischen dem »Orient«, vorgestellt als vom Islam geprägter Kulturraum, und dem »Abendland« als Raum, der von Christentum und Aufklärung geprägt ist, eine europäische Identität durch Abgrenzung und das Heraufbeschwören von Feindbildern zu stärken. Dies führt de facto zu einer Akzentuierung von Gemeinsamkeiten nach innen und einer Betonung der Unterschiede nach außen. Auch können politische Akteure durch Appelle an gemeinsame Werte und an die eigene Kultur die Ängste, die Sorgen und den Unmut jener Personen kanalisieren, die ihre soziökonomischen und kulturellen Staatsbürgerprivilegien durch Zuwanderer bedroht sehen. Auch hier zielen das Heraufbeschwören von Desintegrationsszenarios, Verlustängsten und kulturalisierten Feindbildern auf Vergemeinschaftung und Zusammenhalt.

Allerdings sind diese Lösungsansätze nicht politisch nachhaltig. Die geopolitisch zugerechneten Unterschiede zwischen Muslimen und Christen oder Europäern und Orientalen sind durch Migration längst im Inland ange-

kommen. Die Vorbehalte richten sich also nicht nur gegen äußere Fremde, sondern auch gegen die eigenen Nachbarn, die sich dadurch kollektiv herabgewürdigt fühlen. Darüber hinaus hat die politische Bildung seit Jahrzehnten darauf hingewirkt, dass Feindbilder und stereotype Zuschreibungen der falsche Weg für die gesellschaftliche Auseinandersetzung sind. Die rechtspopulistischen Bewegungen brechen mit dem zivilisierenden Standard politischer Debatten, indem sie Kultur- und Wertediskurse benutzen, um gegen Migranten und Flüchtlinge zu mobilisieren und kulturelle Hierarchien zu etablieren. Dies erweist sich unter den gesellschaftlichen Bedingungen von Diversität als Spaltpilz. Der Kulturdiskurs spielt nicht nur Staatsbürger gegen Ausländer, Christen gegen Muslime, Europäer gegen Orientale und ethnisch Deutsche gegen ethnisch Andere aus, sondern schafft tiefe Gräben zwischen eingessenen Linken und Rechten, zwischen Personen, die gegenüber Diversität positiv eingestellt sind, und solchen, die sie ablehnen; zwischen Personen, die Geflüchtete unterstützen, und Personen, die sie zurückweisen.

In diesem Sinne scheint gerade die Abkehr vom trennenden und vereinfachenden totalitätsorientierten Kulturdiskurs und die Orientierung an inklusiven Prinzipien des Zusammenlebens wie sozialer Gerechtigkeit, Fairness, Würde und Respekt der Weg zu sein, um kulturelle und soziale Grenzen überwinden zu können. Diese Prinzipien können Europa aber nur in dem Maße retten, in dem sie gerade nicht als genuin europäisch verstanden werden, sondern als aus unterschiedlichen kulturellen, intellektuellen und religiösen Traditionen herleitbare Prinzipien des zivilisierten gesellschaftlichen Umgangs. Mit ihnen werden sich nicht alle gesellschaftlichen Probleme und Konflikte lösen lassen, die sich aus Zuwanderung ergeben, sie offerieren aber einen Sinnhorizont, um Probleme so zu thematisieren und einzugrenzen, dass sie nicht automatisch größere Teile der Bevölkerung verstören und stigmatisieren.

## Anmerkungen

- 1 Niklas Luhmann, Grundwerte als Zivilreligion. Zur wissenschaftlichen Karriere eines Themas, in: Soziologische Aufklärung, 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation, Opladen 1981, S. 293–308, hier S. 305.
- 2 Andreas Reckwitz, Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms, Weilerswist 2000.
- 3 Clifford Geertz, Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur, in: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt/M. 1999 [1973], S. 7–43.

- 4 Der differenztheoretische Kulturbegriff spielt für die skizzierte Diskussion keine Rolle und wird nur aus Gründen der Vollständigkeit erwähnt.
- 5 Andreas Reckwitz, Die Kontingenzperspektive der »Kultur«. Kulturbegriffe, Kulturtheorien und das kulturwissenschaftliche Forschungsprogramm, in: Friedrich Jaeger/Jörn Rüsen (Hrsg.), Handbuch der Kulturwissenschaften Band III: Themen und Tendenzen, Stuttgart–Weimar 2004, S. 1–20, hier S. 2.
- 6 Adam Kuper, Culture. The Anthropologist's Account, Cambridge 1999.
- 7 Verena Stolcke, New rhetorics of exclusion in Europe, in: International Social Science Journal, 51 (1999) 159, S. 25–35.
- 8 Andreas Wimmer/Nina Glick Schiller, Methodological Nationalism, the Social Sciences and the Study of Migration. An Essay in Historical Epistemology, in: International Migration Review, 37 (2003) 3, S. 576–610.
- 9 Klaus Bade, Kulturvielfalt, Kulturangst und negative Integration in der Einwanderungsgesellschaft, in: Kerstin Kazzazi/Angela Treiber/Tim Wätzold (Hrsg.), Migration – Religion – Identität. Aspekte transkultureller Prozesse, Wiesbaden 2015, S. 1–34.